Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 25 (1922-1923)

Artikel: "Vollnaturalismus" in Jakob Schaffners Dichtung
Autor: Bernoulli, Carl Albrecht
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-749943

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Als er am Ende durch das Tor der Enttäuschung ins Leben stürzt, fühlt er sich so unsäglich einsam wie je, alle Bande zwischen Menschen und ihm sind gekappt und er sucht den Anschluss dort, wo die letzten Hoffnungsreste immer wieder Zuflucht suchen: bei den Blutsbanden. Es gilt, eine neue Welt zu erobern, in ihr wird sich seine genugsam offenbarte Seele in den ihr vorgeschriebenen Konfliktsmöglichkeiten nach den gleichen Gesetzen bewegen, nach denen sie angetreten. Das Johannes-Wort begleitet seinen ersten Schritt: „Nur frisch hinein! Es wird so tief nicht sein."

So zieht er dahin, nichts ist sein Besitz als ein aufgebrochenes Herz, allem empfangsbereit wie ein gepflügter Acker. An was er es verschenken wird, ist gleichgültig, im Wirbel der Welt wird es „dem zu verehrenden Unerforschlichen" die überirdische Treue halten und ihm in Schmerzen dankbar den einzigen und höchsten menschlichen Tribut zollen: Amor fati.

ZÜRICH MAX RYCHNER

„VOLLNATURALISMUS" IN JAKOB SCHAFFNERS DICHTUNG

Der Aufsatz über den *Vollnaturalismus*, in welchem Jakob Schaffner die geistigen Grundlagen seiner Dichtung skizziert hat (Morgenausgaben der *Neuen Zürcher Zeitung*, 18.—20. Dezember 1922), erscheint dem vergleichenden Blick wie eine weitere Ausführung zu jenem Satz Lichtenbergs, dem auch Christian Morgenstern seine Reverenz erwies: dass die kommende Religion ein modifizierter Pantheismus sein werde. Inwiefern ist Pantheismus noch zu modifizieren? Indem das Göttliche in neuen Dingen erkannt und gepriesen wird, die sich seit Spinozas Zeiten an die Oberfläche des Weltbildes emporgearbeitet oder welche spätere Geschlechter gar neu gebaut haben. Zwei Stilfermente tauchen, beinahe tendenziös geschärft, in fast allen Werken Schaffners auf: der Hang zur theoretischen Aussprache und der Drang nach der Maschine. Mögen die Phantasien des *Hans Himmelhoch* noch an Kellers idealisierende Begeisterung für die Aeronautik erinnern: in der Novelle *Der eiserne Götze* hat Schaffner als einer der Ersten die Maschine zum wirklichen Schicksalsträger und beherrschenden Symbol neuzeitlichen Erlebens gemacht. Sie steht in jenem *Die goldene Fratze* betitelten Band, dem auch sonst für die Kenntnis des Dichters größte Bedeutung zukommt. Er enthält Tastversuche eines Künstlers, der entschlossen ist, in bisher unbetretene Seelenbezirke vorzudringen; wer sich darüber verwundert, dass in andern Büchern Schaffners spiritistische Details ohne jeden Kommentar mitlaufen, der hat sich hier mit Stücken abzufinden, deren magische Psychologie geradenwegs in die Kreise eines Albert Steffen hinüberreicht. Und endlich finden sich darin Mord- und Scharfrichtergeschichten von so entsetzlich verweilender Realistik, dass man nur mit Mühe zur gemeinsamen Mitte so vielgestaltiger Schöpfungen vorstößt. Sie ist aber mit des Dichters Hilfe nicht zu verfehlen: er strebt nach einer möglichst wirksamen und umfassenden Darstellung der Wirklichkeit. Ihn erfüllt das maßlose Gesichtsfeld moderner Naturbetrachtung und zugleich das Wissen um die Unerforschlichkeit der Welt. Pilater „steht Tag und Nacht unterm Regen der Erkenntnis," aber er weiß doch nur: „wir sind nicht von heute und zufällig, und morgen sind wir weggewischt, sondern es ist alles viel wichtiger, als man meint, und ganz anders". Diese berauschende Wunderfülle des Daseins ist

Schaffners Grundgefühl, beinahe ein Programm und eben der Pantheismus, den er modifizieren muss. Es lässt ihm keine Ruhe, bis er sie im unscheinbar grausten Ding erlöst hat: die Anstaltsmauern muss im *Johannes* ein Schicksal verschönen, auf verregneten Straßen treibt die wandernden Gesellen ein wahrer Reisefuror und Fernerausch, der sich hungrig auf alle Gelegenheiten stürzt, und die schimmernden Bahnen und schwarzen Gitter moderner Arbeit sind hier nicht mehr mit dem sentimentalischen, durchaus falschen Mitleid des Bürgers betrachtet, sondern mit Blicken, die es erfahren haben, dass ein Proletarier das stählerne Ungetüm nur verflucht, weil er ihm nicht bloß physisch, sondern auch seelisch untertan ist (in Tollers *Maschinenstürmern* hat diese Erkenntnis einen verwandten Ausdruck gefunden). Es gibt Menschen, die Gewissensbisse spüren, wenn sie im Eisenbahnwagen sitzen, weil sie damit genießen, was sie im letzten Grunde fliehen: den sozialen Fluch der Gesellschaft. Schaffner sucht ihn auf, um auch seine Früchte haben zu dürfen; er will heutige Leiden erfassen, um unsre Ansätze zu neuer Lebensweise gläubig bejahen zu können. Der Folter- und Hexenwahnsinn des Mittelalters verhält sich zu einer Kathedrale wie die soziale Frage zu einem Sechsplätzer. Grauen und Schönheit wohnen immer beisammen, sie sind auch unsre Hälften. Noch immer war im besondern ein neues Erlebnis des Todes das Eingangstor zu einer neuen Magie des Seins. Nach den *Hymnen an die Nacht* gelang Novalis das Märchen im *Ofterdingen*, in welchem auf Grund naturwissenschaftlicher Erkenntnisse ein phantastisch-neues Weltbild verwirklicht ist. Der Tod ist nach Schaffners eigener Aussage sein frühes und entscheidendes Erleben. „Der Tod, der Tod war überall. Diese Möbel — künstlich hergerichtete Teile von längst gestorbenen Bäumen. Wie Gespenster kamen sie ihr vor. Diese Teppiche und Gardinen — gewebte und aufgefärbte Überreste einstiger Pflanzen. Die Schuhe — Hautfetzen verendeter Tiere. Aus allen Winkeln und Gegenden des Daseins kamen ihr *die Gedanken und Vorstellungen ihrer Lebenslage (Kinder des Schicksals)*. Der junge Johannes Schattenhold ist ein wahrer Verwesungsfreund; keine Todesart ist ihm zu befremdend, als dass er sie nicht genau kennen lernte und mit Staunen verfolgte, wie „die bisher für endgültig gehaltenen Wände eines Körpers durchbrochen wurden und in immer größeren Löchern zerfielen." Kann es da überraschen, wenn der zum Neuen entschlossene Hans Himmelhoch über Heines epigonische Nordsee-Mythologie äußert: „Durfte das nach Goethe noch kommen, wenn wir an eine Erlösung von unsern fünf Sinnen und an eine Vertiefung unseres Weltgefühles glauben sollen?" Auch hier erscheint also die Kritik unserer sinnlichen Konstitution als der erste Schritt ins eigentliche Lebenswunder. „Auch ein neues Glaubensbekenntnis macht sich nötig, weil das alte zu dumm wird; es steht nicht ein Wort darin von der großen schönen Welt und der edlen Sehnsucht, die einem das Herz schwer macht und einen nirgends mehr ruhen lässt." Und nun höre man das Bekenntnis selbst: „Der erste Schritt zur Erkenntnis der Dinge ist, dass sie einem unbekannt werden." Das ist, so putzig sich das Büchlein gebärdet, nicht mit der linken Hand hingeworfen. Noch im *Johannes* wiegt, in stillerer Formulierung, „ein tüchtiger Elektriker zwei Religionsstifter auf".

Johannes gesteht, er gehöre, nur freilich mit schlechterem Gewissen, zum Geschlecht jener Schmoller von der Art des Bürgers Pankraz. Kellers Novelle, in der das Wirklichkeitserlebnis einer Epoche voll heißen Eifers verewigt ist, erscheint in Schaffners Dichtung noch einmal wie zu direkter Weiterführung. In der Erzählung *Der Fuchs (Die goldene Fratze)* steht ein Jäger Aug in Auge

dem Tier gegenüber wie der phantasiekranke Seldwyler dem Löwen. Aber es ereignet sich nicht mehr eine Bekehrung zum Sichtbaren, ein Abschied von der Ausschweifung des Gedankens. Die Augen des Fuchses sind wieder zu „Schießscharten der Ewigkeit" geworden, und das Geschehen, das sie auslösen, gehört zum Einseitig-Spirituellsten, was Schaffner bisher gegeben hat ..., derselbe Schaffner, der den Naturalismus „eine der schönsten und geglücktesten Revolutionen" nennt, von denen die europäische Naturgeschichte zu berichten hat," und der es anderseits liebt, von der „sogenannten Wirklichkeit" zu sprechen. Das Tier reizt ihn immer wieder, doch nicht aus Anbiederungssucht, sondern aus der Notwendigkeit, Grenzen zu verwischen, den untern Rand des Menschentums abzuleuchten. Das fröhliche Hundevieh, das im *Dechanten von Gottesbüren* seinen Kopf nahezu gleichberechtigt zwischen den Personen des Romans hervorstreckt, wird mit seinem jämmerlichen Tod zu einem Angelpunkt, der die Menschen umwühlt. Der ebenmäßige, höchst sichere Bau des *Johannes* ist auf ein breites Fundament von Kindestraum, dunkler Symbolik und geheimnisreicher Verankerung gestellt. Damit ist nur ein Abbild von Schaffners Weg gelungen; er hat durch eine gefährliche, heimatlose, doch bereichernde Problematik geführt, die nicht nur im *Hans Himmelhoch*, sondern noch in einem so zielgewissen Buch wie den *Kindern des Schicksals* als Neigung zur formalen Spielerei, zur subjektiven Einmischung erscheint. „Es steht nichts außerhalb der Natur" — also können wir uns gar nicht extrem genug verwerfen, um den Umkreis unserer verborgenen Möglichkeiten zu erahnen. „Unsere seltsamsten Zustände sind unsere glaubhaftesten Erlebnisse" — dieser Satz eint die scheinbar unvereinbaren Haltungen in der *Goldenen Fratze*, deren furchtbare Gesichte dem Leser doch nur ein erschütterndes Nacherlebnis aufzwingen wollen. Denn der immer laue, aber immer wahre Tag enthält das Geheimnis so verdünnt, dass man möglichst unbekannte Dinge besehen muss, um es später an den alltäglichen wahrzunehmen. Der Hinweis fällt auch dann noch leidenschaftlich aus. Johannes sieht an der Stelle des Flusses, wo das geliebte Mädchen ertrank, einen glitzernden Salm aufspringen, und der Knabe ahnt, dass Weltfrömmigkeit „die eigentliche Religion der Menschheit" sei. Aber es fällt ihm noch schwer, in aller Kreatur das tiefste Wesen gleich innig zu lieben. Überall, wo diese Forderung durchbricht, ist ein erregter Grundton deutlich vernehmbar. Könnte es bei diesem Dichter anders sein, der sich selbst immer wieder an die einmaligen Gesichter verliert, ihren Zauber ungebrochen verherrlicht? Sein tiefster Gegensatz ist dieser Widerstreit von reizvoll Vergänglichem und dunkel Dauerndem. Die beinahe allzu lebendigen *Kinder des Schicksals* sind durch eine Annonce zusammengeführt worden und also schließlich Kinder des Zufalls — eben dieses Zufalls, den es als legitimen Ausdruck der Welt, als ihre eigentliche Gesetzmäßigkeit zu erkennen gilt. Denn die einzelne Äußerung eines unendlichen Wesens ist notwendig beschränkt, ja scheinbar sinnlos, abrupt. Dies ist ein Hauptthema Schaffners. Eine der wenigen subjektiven „Störungen" seines neuesten Buches gilt seiner Unwidersprechlichkeit: „Ich weiß wohl, ich sollte nun Maries Abschied ‚motivieren, und aus irgendeiner vorhergegangenen Handlung ‚organisch ableiten', aber ich muss bei der Wahrheit bleiben."

Die Stelle fasst Schaffners gesamte Problematik in eine kapriziöse Formel. Sie drängt ganz zuletzt nach Verneinung der dichterischen Form und subjektivem Anarchismus. Dennoch ist Schaffner dieser Richtung nicht verfallen. Er hat sie, wie erwähnt, einmal gestreift, ja recht entschlossen betreten, heute

aber überwunden. Wie reimen sich hier Werk und Lehre? Auf den ersten Blick ist klar, dass in ihm das neue Wissen (es ist wirklich neu, weil es an persönlich bedingten Gegenständen erlebt wurde) nicht von Grund aus umwertend und formbildend gewirkt hat. Diese Einschränkung hängt aufs innigste mit seiner Herkunft zusammen und ist eben dadurch gutgeheißen. Am Ende muss es überraschen, dass so umsturzträchtige Thesen bei einem Abkommen Gottfried Kellers zu finden sind; diese innere Spannung wird ihn aber auch davor bewahren, einseitig als Mehrer eines Erbes abgestempelt zu werden. Seine gestaltenfrohe Kunst ist so eng und echt in der Überlieferung verwurzelt, dass umgekehrt auch ihr Wille zur Erweiterung die Gewähr innerer Notwendigkeit in sich trägt. Es ist viel wichtiger, dass ein so bodenschwerer Dichter nach manchen hitzigen Vorstößen schließlich um ein Dutzend unverlierbarer Schritte weiter gekommen ist, als dass ein Hintergrundloser uns in Zonen fortwirbelt, in denen wir uns nur verfrüht und vorübergehend befinden können, weil wir sie nicht ehrlich erworben haben. Deswegen ist es wahr und entbehrt innerer Bedeutung nicht, dass gerade die Theorien dieses Schweizers nur gelegentlich unumgängliche Wichtigkeit haben: an all den Stellen seiner Werke, in denen Probleme bewusst zum Austrag kommen. Doch nein, auch diese Charakteristik ist extrem. Schaffners Dichtung liegt heute in einer sehr wohlgeratenen Mitte, die mit keiner übernommenen zusammenfällt, weil viele Ausschweifungen nach allen Seiten sie schließlich in einen wahrhaft neuen Schwerpunkt hineingespielt haben. Selbst der *Dechant von Gottesbüren* ist in einem so frohen und üppigen Detail begonnen und ausgeführt, dass der Leser noch kurz vor der Katastrophe kaum an einen tragischen Ausgang zu glauben vermag. Er war aber doch von allem Anfang an in den Untergründen da, und deswegen ist auch Hoffnung vorhanden, dass anderseits die gedankliche Erörterung der Probleme ein schönes Maß derselben Tüchtigkeit nicht vermissen lasse. Die welthaltigen Sätze der erzählenden Partien erstrecken sich, neue Gleichnisse suchend und findend, auch über jene verinnerlichten Teile Schaffnerscher Darstellung: „Seit tausend Jahren predigen und singen wir von Gott und kennen ihn nicht. Wir wissen nur, dass er unser Gericht sein wird. Und sicher werden wir seine Ernte sein. — Denn wie unser Glück und unsre Kraft ist sein Glück und seine Kraft von einer Jahresernte abhängig. — Er hat mehr Leidenschaft als wir, das unterscheidet ihn von uns. Er ist immer, was wir sind, wenn wir in einer heftigen Liebe liegen."

Es wäre also nur vom Übel, wenn sich das Wirklichkeitsbild dieses Erzählers in eine Formel pressen und mit Belegen anders als nur gelegentlich andeuten ließe. Seine langwierige, prachtvoll geschlossene Entwicklung nährt die Gewissheit, dass ihm die Synthese von Wissen und Schauen immer neu, immer tiefer gelingen werde. Er hat wohl die Stadien hinter sich, wo er jeder einzelnen Komponente seiner Dichterkraft abwechselnd preisgegeben war, so dass er über der „furchtbaren Verlassenheit alles Fleisches unterm Schweigen Gottes" an der Möglichkeit einer Harmonie so sehr verzweifelte, dass er zur Heilung ein anderes Äußerstes bedurfte, die Behauptung, „Weltfrömmigkeit sei nicht Gottesfrömmigkeit." Dieses asketisch zugespitzte Wort steht im *Dechanten von Gottesbüren*, der sich auch sonst dem Gegenpol des Spirituellen auffallend nahe hält: die Verfehlung des katholischen Priesters liegt darin, dass er die Kunst wissenschaftlich betrachtet. Kinder haben ihm die kostbare Handschrift des Hohen Liedes entwendet und besitzen diese Verherrlichung des gotterfüllten Dranges solange, bis er selbst sich ihrem Sinn wieder zugewandelt

hat. Schon früh aber ging der Pendelschwung durch die innerste Mitte von Schaffners Wesen hindurch und erlöste vorübergehend ein Wort, das sie klar umschreibt und die spätere Einheit vorwegnimmt. Für Konrad Pilater „gab es ja nichts absolut Festes", aber gerade so fest wie die Sonne steht seine Liebe zu Barbara. Oder man denke an jenes glänzend gefundene Wort im *Dechanten*, das die angeborene, verlorene und wiedergewonnene Neigung zur Bejahung in wundervoll schwankendem Übergewicht enthält: „Eine Wirklichkeit ist immer eine Wirklichkeit"!

ZOLLIKON WALTER MUSCHG

DER JESUITENORDEN UND DIE SCHWEIZ

Die Freude über das Gedeihen eines geistig regen, im lebhaften Druckschriftenverkehr sich äußernden Bildungslebens in unserm vom Krieg verschonten Lande schuldet einen Teil ihres Dankes auch den ausgezeichneten fachwissenschaftlichen Arbeiten, von denen sich viele wieder der Natur oder Kultur der Schweiz zuwenden. Es geschieht das dann in zunehmendem Maße in enger und lebendiger Fühlung mit den heutigen Lebensinteressen. Auch die theologische Unterabteilung der Historie regt sich gerade in unsern Tagen wieder durch ebenso gelehrte als anschauliche Aufhellung der schweizerischen Vergangenheit hinsichtlich ihrer religiösen Bedürfnisse. Während der zuständige Ordinarius an der Universität Basel, Prof. P. Wernle, ein breitangelegtes Quellenbild des schweizerischen Protestantismus im achtzehnten Jahrhundert in mehreren Bänden zu entrollen sich anschickt, bietet einer seiner Schüler, der sich in der Widmung noch ausdrücklich dazu bekennt, eine ebenbürtige Schilderung einer etwa gleichzeitig verlaufenden gegenreformatorischen Bestrebung an: des Jesuitenordens.[1]) Die Leistung eines jungen Dozenten, die mit umfassendem Griff gleich ein ganzes Teil wichtigster Landesgeschichte in die Fächer gesicherter Forschung birgt, verdient es um so eher auf der Plattform breitester Bildungsinteressen, wie wir es oben angedeutet haben, willkommen geheißen zu werden, als er zugleich in seiner Person eine gewissermaßen dynastische Spur auf dem Gebiete der neuern schweizerischen Kirchengeschichte fortsetzt. Schon sein Großvater D. theol. Ernst Stähelin — beiläufig erwähnt der freilich etwas verzeichnete Pfarr- und Gutsherr in Jakob Schaffners Jugendroman *Johannes* (deshalb verzeichnet, weil in seinem für hässlich erklärten Gesicht eben doch wundervolle Augen geleuchtet haben!) — erforschte sowohl Calvin als das Hugenottentum in heute noch nicht veralteten Werken. Nachdem dann namentlich Wernles Basler Vorgänger Prof. Rudolf Stähelin mit seiner *Zwingli-Biographie* in der vordersten Reihe steht, schließt sich ihnen als dritter Namensträger nun der junge Pfarrer von Thalheim im Aargau in seiner Eigenschaft als habilitierter Kirchenhistoriker verheißungsvoll an. Eine vorigen Sommer in Basel gehaltene Universitätsvorlesung legt er nur wenig verändert als Buch vor — um, wie er sagt, einen kleinen Beitrag zu leisten an die Urteilsbildung in einer, wie niemand bestreiten wird, seit dem Kriege wieder höchst wichtig und dringlich gewordenen Zeitfrage. Seiner im Titel verkündeten Absicht, die Geschichte der Beziehungen zwischen der Gesellschaft

[1]) Ernst Stähelin, Lic. theol., *Der Jesuitenorden und die Schweiz. Geschichte ihrer Beziehungen in Vergangenheit und Gegenwart.* Verlag Helbing und Lichtenhahn, Basel, 1923.

Jesu und der Eidgenossenschaft darzulegen, kommt das Buch in der Weise nach, dass anhand gelehrter Abhandlungen meistens heutiger Ordensglieder, an der Spitze das Hauptwerk von Bernhard Duhr (*Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge*, bis jetzt vier Einzelbände) reichliche Einträge eigener gründlicher und fleißiger Forschung eingeflochten sind, die uns sowohl den Aufmarsch der Jesuiten seit Ende des sechzehnten Jahrhunderts auf Schweizerboden als die Wirksamkeit einzelner bedeutender Patres und, nach einem Blick auf die Krise der Aufklärung, den politischen Entscheidungskampf bis zu ihrer Austreibung aus dem Bundesgebiet im Jahre 1847 ausführlich und ein leuchtend bekanntgeben. Es geschehen alle diese Mitteilungen so geschickt wie sicher — in ausgeglichener Stoffverteilung, nicht ohne Temperament, aber auch nicht ohne Vorsicht. Auf so heißem Boden gewiss das zweckmäßigste Vorgehen! Die zuständigen Beurteiler (z. B. Herr Prof. W. Köhler in der Sonntagsbeilage der *Basler Nachrichten*) sind des Lobes voll, wie hier, wo bezeichnenderweise bis jetzt keine Hand sich rührte, frisch gewagt und gewonnen wurde. Es ist nicht zu zweifeln, dass ein solcher kecker Treffer den Verfasser in den Genuss aller gebührenden Ehren einsetzen wird; unter ihnen auch noch, nicht als kleinste, die achtungsvolle Dankbarkeit aus den Kreisen der Jesusväter selber zu erwarten, wäre vielleicht zu viel verlangt. Aber historisch werden Berichtigungen kaum noch anzubringen sein.

Der Verfasser dieser Besprechung verfügt keineswegs über Kenntnisse, die ihn in den Stand setzen könnten, anders als mit genießender Empfänglichkeit sich der Lektüre einer derartigen Schrift hinzugeben. Es ist wirklich mehr ein Zufall, wenn er sich veranlasst sieht, einiges zu erwähnen, was er meinte, vermissen zu dürfen. Gerade weil sich der junge Gelehrte verwahrt, in die politische Arena hinabzusteigen, hätte er einer typischen Äußerung eines kirchenhistorischen Nur-Gelehrten gedenken dürfen, die auf Schweizerboden getan, niedergeschrieben und gedruckt worden ist, überdies in einem Buche, das Stähelin nach einer öffentlichen Äußerung darüber auf seine Weise zu schätzen scheint. Ich meine den Ausspruch von Franz Overbeck in dessen *Christentum und Kultur* (S. 276): „Indem ich hier von Jesuitierung des Christentums rede, denke ich an nichts weniger als daran, konfessionelle Polemik zu treiben. Über den katholischen Orden, der hierbei jedem in den Sinn kommt habe ich niemandem etwas zu sagen, als was von einem reinen Historiker zu vernehmen ist, als welcher ich vom Jesuitenorden anders nicht zu reden wüsste, denn mit der Empfindung der Verehrung, die ein so sublimes Denkmal des in der Kirche sich auslebenden Christentums verdient und stets verdienen wird." Overbecks Betrachtung über die Jesuiten (a. a. O. S. 122—126) hätte — einseitig, aber ungemein scharfsinnig wie sie ist — in einem Buche, das Dokumente mit schweizerischer Herkunft über die Jesuiten sammelt, so gut verdient, registriert zu werden, wie die Meinungen K. R. Hagenbachs, Gelzers, Jeremias Gotthelfs und anderer Protestanten. Doch das mag hingehen. Als ein eigentliches Übersehen erscheint mir indessen das gänzliche Stillschweigen über das Werk eines schweizerischen Privatgelehrten aus der Zeit der aktuellsten Religionskämpfe, deren Erreger und Ziel die Jesuiten vor ihrer Ausweisung gewesen sind. Jener Heinrich von Orelli, der gleichzeitig mit Gottfried Keller in Berlin weilte und im Gegensatz zu diesem in scheuer Zurückgezogenheit ein streng konservatives Schweizertum pflegte, verfasste 1846 ein Buch: *Das Wesen des Jesuitenordens* — das, wie bei allen romantisch gerichteten Denkern jener Jahre, die politisch gegen den aufkommenden Liberalismus ihre Meinung wahrten, der

Vergessenheit verfiel. Man sucht es in den Nachschlagebüchern unter der zur Gesellschaft Jesu zusammengestellten Literatur vergeblich. Zweifellos errichtet es einen Gesichtspunkt, der originell und aufschließend wirkt, wenn es z. B. heißt: „Mag jetzt der einzelne Eifrige noch so demütig sein bei seinem Eifer, er eifert nicht mehr bloß für eine zu stiftende oder schon gestiftete Kirche — er wird vielmehr von ihr selbst als von seiner Mutter, seiner mächtigen Mutter, gleichsam einer neuen Kybele, getragen. Sie erzeugt ihn, sie erhält ihn, in ihr geht sein volles Hochgefühl auf. Er, selbst zwar demütig, scheut sich nicht, für sie doch hochmütig zu sein." Ich glaube, das eigenartige Buch hat ein Recht darauf, in die schweizerischen Äußerungen über die Jesuiten mit einer entsprechenden Würdigung eingereiht zu werden, die natürlich nur jemand schlüssig vornehmen darf, der über die allseitig vergleichenden Kenntnisse verfügt. Ich denke also, Ernst Stähelin wird in unserem seltsamen, nicht unbedeutenden Landsmanne den ernst zu nehmenden Vorarbeiter nicht verkennen und bei Gelegenheit seine Meinung von ihm bekannt geben. Ich selbst wage kein Urteil über das merkwürdige Buch, das mich doch stellenweise stark zu fesseln vermochte.

Es soll hier nur an die höchst zeitgemäße Möglichkeit erinnert werden, das seltene Buch in einem Neudruck wiederaufleben zu lassen. Ernst Stähelin wäre hiezu der bestberufene Herausgeber und Kommentator. Es ist heute so gut wie verschollen. Das Verdienst, die Erinnerung daran in der Übergangszeit lebendig erhalten zu haben, gebührt dem ersten Keller-Biographen Jakob Bächthold in seinem zweiten Bande der *Biographie* 1894, S. 13, wozu noch eine höchst interessante Briefstelle Orellis an Keller, S. 319, folgt: „Ich habe alle Achtung vor einer Regierung, die eine Kraft wie die Ihrige aus dem Niveau der Alltagswelt emporzuziehen und in die ihr gebührende Stellung zu heben weiß," schrieb er 1861 dem zum Ratsschreiber ernannten ehemaligen Berliner Bekannten. Orelli blieb als Antidemokrat der Heimat fern, hat jedoch sein Jesuitenbuch mit der unzweideutigen Erklärung begonnen: „Der Zweck dieser Schrift ist eine Protestation gegen den Jesuitenorden." Die Gesinnung des Verfassers ist eine Mischung von bester romantischer Philosophie und konservativ schweizerischer Bibelauffassung: „Der Apostel Paulus," sagt er, S. 251, einleitend zu der oben erwähnten Stelle, „ist im apostolischen Eifer allen vorangegangen, aber stets im Bewusstsein seiner menschlichen Schwäche." Das Gegenteil scheint ihm bei den jesuitischen Eiferern der Fall zu sein, — daran anschließend sperrt Orelli die Worte: „In diesem Sinne, von diesem Gedanken getragen, schrieb Cahier seine Abhandlung und nahm sie Pater Cahour übereilterweise auf." Ich füge noch bei, dass das mir bekannte Exemplar der Basler Lesegesellschaft, dortselbst eingetragen 27. Juli 1850, ein Leipziger Druck ist — Ferdinand Rubach Wilhelm Baensch, ohne Jahr —, während in Haucks *Realenzyklopädie* Band VIII, 1900, S. 748 angegeben ist: Potsdam 1846. In der sonst reichlichen Bibliographie zum Jesuitenartikel im *Großen Brockhaus* (1902) ist das Buch nicht verzeichnet.

Eine etwas deutlichere Ausprägung des Kulturprinzips, um das es damals beim Jesuitenhandel ging, hätte Stähelins Schilderung, die sich sonst um lebendige Durchfühlung des Gegenstandes bemüht, nichts geschadet. Der Liberalismus war ja nur eine einseitige und oberflächliche Verkleidung des grundsätzlichen Widerstandes. Das radikale Ziel der Jesuiten ist es: auf geistlichem Boden da, wo sie sind, eine exklusiv aristokratische Machtentfaltung aufzurichten. So erklären sich die gelegentlichen Zusammenstöße mit den Kapu-

zinern, die im übrigen doch ihre besten Schrittmacher sind. Es ist auch an jenen inzwischen den Deutschen in Erfüllung gegangenen Bittspruch Stefan Georges im *Siebenten Ring* zu erinnern, der das Problem ins Schwarze trifft, gerade durch die unwirkliche Übertreibung:

Kehrt wieder, kluge und gewandte Väter!
Auch euer Gift und Dolch ist bessre Sitte
Als die der Gleichheit-lobenden Verräter.
Kein schlimmrer Feind der Völker als die Mitte.

Deshalb wird uns auch keine noch so rücksichtsvolle historische Behandlung des von Stähelin in seinem Titel konfrontierten Machtgegensatzes darum herumbringen, dass es sich bei den Beziehungen von Jesuiten und Eidgenossenschaft, wann und wie immer die Diskussion über den Artikel 51 der Bundesverfassung aufgerollt werden wird, nicht um Toleranz und andere Gewissensdinge, sondern um eine politische Zentralfrage unserer geschichtlich verwurzelten Demokratie handeln wird. Es wird daher stets von Interesse sein, in welcher diplomatischen Fassung der doch früher oder später einmal zu gewärtigende Versuch von Episkopat oder Kurie, den Ausschlussparagraphen zu Fall zu bringen, an das Schweizervolk herantreten wird — ob mit dem vollen militanten Anspruch auf unbedingte Zulassung oder auf eine mehr verklausulierte koadjutorische Beiziehung in näher zu bestimmenden Fällen. Es wird ein ernster und wichtiger Urnengang werden für wen es sei — und als bestes Mittel zu nachdenklicher Vorbereitung ist dann dem gebildeten Schweizer jeder Überzeugung Stähelins Buch in die Hand zu wünschen.

ARLESHEIM CARL ALBRECHT BERNOULLI

NEUE BÜCHER

KLEINE MYTHEN von Albert Steffen. Zürich, Verlag Seldwyla. 1923.

Nach dem Liederbuch die Fibel. Nun hat das magische Licht auch das Buch als Gegenstand durchdrungen: Steffens neuer Band, den wir alle, einstiger Schönheit gedenkend, begierig ergreifen und mit vorausgeahntem Schmerz sinken lassen, ist in metaphysischem Blau gedruckt, und über seine Deckel wimmeln Dornachsche Kuppelfiguren in kühler Farbensymbolik. Gegen hundert kleinere und kleinste Stücke verlocken immer wieder zu neuem Versuch, auch zu verstehen, was geschrieben steht. Dabei ereignet sich, trotz der *Sibylla Mariana*, die bisher peinvollste Begegnung mit diesem Dichter: seine Erfindungsgabe, seine Fabulierlust, die Fülle seiner Motive — sie sprudeln und strömen noch so reich wie einst im seligen Erstling; aber der Brunnen springt hinter Gittern, die wir nicht übersteigen. Dieser Eindruck eines entrückten Reichtums ist zwar wesentlich durch die Form des kleinen Prosastücks bedingt, das immer neu ein immer gleich verborgenes Dogma wendet und verwandelt und mit welchem Steffen wohl unbewusst aus der Haltung seiner letzten Romane einige Konsequenzen zieht. Schon lange gab er sein Bestes in eingelegten Novellen. Hier leben diese Kristalle isoliert. Es sind fast lauter Träume.

Einmal steht der Dichter im Irrenhaus. Die Verrückten reden politische Leitartikel mit solcher Sicherheit, dass ihm unheimlich wird; ein General erzählt seinen Traum, der ihm ein Meer von Wehelauten, Frauen- und Kinderschreien zeigte, so dass ihm der Schweiß ausbrach und er in höchster Not rief: Schweigen und durchhalten,